

Sansibar, 23. März 1857

Hochwürden und geehrter Herr,

In meinem letzten Schreiben vom 15. Dez. informierte ich Sie, dass wir gemäß einem Brief des Britischen Konsuls anlässlich des Todes des Imams von unserer Station nach hierher aufbrechen sollten, woselbst ich Ihre weiteren Anweisungen zu erwarten hätte, während Herr Daimler bei erster Gelegenheit nach Europa weiterfahren sollte. Seither beliebte es dem Herrn, indem er Bemerkenswertes sich ereignen ließ, jeden Zweifel über die Frage zu zerstreuen, ob er uns wirklich für den Augenblick aus einem Teil der Welt abberufen wolle, in welchen uns mit Sicherheit nie eine mazedonische Stimme gerufen hatte (Anspielung an ApG 16, 9, d. Übers). Zunächst war es der Besuch eines Mannes wie Kommodore Trotter auf unserer Station am 12. und 13. Januar – nur einen Monat vor dem Zeitpunkt, den wir für unseren Aufbruch festgesetzt hatten. Seine Ankunft erschien umso mehr als eine besondere Fügung Gottes, als er der Meinung gewesen war, dass alle ostafrikanischen Missionare schon fortgegangen seien, und weil es niemals in den 12 Jahren der Existenz dieser Mission eine solch kritische Zeit gegeben hatte wie zum Zeitpunkt seines Kommens, und niemals zuvor hätte sein Besuch von so unschätzbarem Wert sowohl für die Missionare als auch für die Gesellschaft daheim sein können. Auch begegnete ich nie zuvor einem Mann, der so bemüht, unermüdlich und gläubig vorging bei seinen Untersuchungen und der Sammlung von Informationen. Er neigte sich zum Niedersten – indem er sogar unsere kleinen Zimmer ausmaß – war unermüdlich in der Durchführung seiner astronomischen Beobachtungen sowohl in Kisuludini als auch in Rabbai Empia sowie beim Nehmen von Peilungen der Inlandsberge Kadiaro und Kilibasi – auf welchen er beim Rückweg einen ausgezeichneten Blick hatte – und strebte zum Höchsten mit seiner freundlichsten Anteilnahme am Leben der Leute und unserem Konvertiten Abbe Gunja und bei der Erforschung der wahren Natur unserer Stellung im Land. Er würde uns sofort mit seinem Schiff nach Sansibar gebracht haben oder selbst zum Kap, wenn wir bereit gewesen wären, und flehte uns förmlich an, sofort nach England zu gehen. Möge ihn der Herr belohnen für die wahre christliche Freundlichkeit, welcher wir von ihm zuteil wurden. Er wurde begleitet von H. Layard, der die kleine Expedition nach Kräften ausnutzte, um das Museum am Kap mit naturgeschichtlichen Fundstücken zu bereichern, und dem Frau Rebmann sehr bereitwillig einige Insekten übergab, welche wir gesammelt hatten.

Kaum waren sie gegangen, und wir scheinbar so allein wie je, als am 14. des selben Monats die Kapitäne Burton und Speke vor unserer Tür standen. Sie brachten mir Ihren Brief vom letzten September. Der ruhige Ort, an dem in den Jahren zuvor zwischen Januar und Dezember nichts passierte, schien auf einmal bestimmt zu sein, Anteil zu haben an den Ereignissen der Welt. Am folgenden Tag kehrten die Kapitäne nach Mombasa zurück, beabsichtigten jedoch, im Laufe der folgenden Woche wiederzukommen. Es hatte eine Zeitlang wieder Berichte vom Herannahen der Massai zu hören gegeben, und die Wakamba waren mit ihren großen Rinderherden näher zum Gebiet der Rabbai gezogen, wurden jedoch am Sonntagmorgen zurück getrieben, nachdem die Kapitäne aufgebrochen waren. Die Gerüchte über die Massai häuften sich nun täglich, doch am Sonntag und Montag (18. und 19. Januar) hieß es, die näherkommende Gruppe von Männern seien keine Massai, sondern eine Suaheli-Karawane auf dem Rückweg von Ukambani. Indessen flohen am Montagmittag

die Wakamba buchstäblich zu uns, weil sie in einiger Entfernung Rauch gesehen hatten, der angeblich von Hütten herrührte, welche die Feinde in Brand gesetzt hätten. Am Abend wurden die Berichte genauer, dahingehend, dass drei Abteilungen von ihnen unter Brennen, Morden und Rauben vormarschierten. Die Rabbais begannen, ihr Vieh mehr in Richtung der "Kaya" (Rabbai Mpia) und der Küste zu treiben, während die Wakamba das ihre näher zu uns brachten. Vor uns lag eine bange Nacht, und wir befahlen uns umso inniger dem Schutze des allmächtigen Gottes (Herr Daimler war auch nach Sansibar abgereist). Der Morgen kam und es herrschte große Aufregung ringsum, doch war ersichtlich, dass der Feind im Laufe der Nacht nicht weiter vorgerückt war, obgleich sie jetzt nur etwa 6 bis 7 Meilen von uns entfernt waren. Kein Wunder, dass nun in Mombasa verbreitet wurde, dass die Massai im Begriff seien, unsere Station einzukreisen, um unsere Flucht zu verhindern. Die freundlichen Kapitäne eilten mit gezogenem Schwert zu uns. Dies geschah am Dienstag, den 20. Januar. Doch schien es, als würden die Wilden von höherer Hand zurück gehalten, bis die Hilflösen in Sicherheit wären. Ich selbst hatte keine einzige Feuerwaffe im Haus, und die Kapitäne, die uns verteidigt hätten, konnten nur bis zum nächsten Morgen bei uns bleiben. Ich hatte bereits angeordnet, dass am Donnerstag ein Boot kommen sollte, um unsere letzten Habseligkeiten und uns selbst am Freitag nach Mombasa zu bringen, doch hatte der gleiche Bericht, der die Kapitäne zur Eile angetrieben hatte, auch den Gouverneur von Mombasa bewogen, uns in der Nacht von Dienstag auf Mittwoch ein Boot zu senden, so dass wir, wäre nicht der mühselige Lastentransport auf den Köpfen der Männer über eine Entfernung von 4 bis 5 Meilen gewesen, den gefährlichen Ort am selben Tage wie unsere freundlichen Besucher hätten verlassen können. Doch so, wie die Dinge standen, mussten wir mindestens einen Tag länger warten. Am Donnerstag, den 22. Januar, wurden wir endlich von aller Befürchtung erlöst, unser Leben zu verlieren – nicht um des Evangeliums willen, sondern wegen eines Krieges um Vieh. Keine Menschenseele war da, um auch nur Bedauern über unseren Fortgang auszudrücken – und die Frau des Abbe Gunja schien lediglich bemüht, sich die wenigen Stücke Geflügel und Wasserfässer zu sichern, welche wir zurückließen. Was Abbe Gunja selbst anbetrifft, so hatte er sich bereit erklärt, mit uns nach Sansibar zu gehen und würde uns bald in Mombasa wiedersehen, wo wir, wie wir wussten, noch für einige Zeit aufgehalten werden würden. Da wir das Boot des Gouverneurs nicht so lange festhalten konnten, bis alle unsere Sachen zur Küste hinuntergetragen sein würden, ließen wir einiges davon zurück, und eine weitere Woche verging, bis unsere Diener und andere Lastträger ihre Arbeit gänzlich erledigt hatten. Dies war am 29. Januar, und siehe, am 31. kamen die furchtbaren Horden der Massai tatsächlich herunter zum Ufer, selbst zur Plantage des Abdullah ben Bisillah, nach Makirange & Maungùya, nach Kibedaùso und selbst nach Makùba (dem Fährhafen vom Kontinent zur Insel Mombasa). Die Mombaser unternahmen ein paar planlose Versuche, die Wilden zu bekämpfen, doch unter Verlust einiger ihrer wichtigsten Männer (darunter der Bruder des Gouverneurs selbst) schafften sie es lediglich, ein paar hundert Stück Vieh zu retten.

Was unsere Rabbai-Leute anbetrifft – nichts war über sie bekannt außer der allgemeinen Feststellung, dass das Gemetzel groß gewesen und all ihr Vieh weggenommen worden sei. Eine ganze Woche lang war jede Verbindung zwischen ihnen und Mombasa abgeschnitten. Ich wusste noch nicht einmal, ob der gute Abbe Gunja unter den Lebenden oder den Toten sei. Schließlich überzeugte ich einen unserer Diener, in Begleitung eines weiteren Mannes auf weitere Erkundigungen nach dem Unheil auszugehen, welches sie heimgesucht

hatte. Bevor sie aber zurückkamen, nahm mir ein anderer Mann, der früher in unseren Diensten gewesen und soeben von Rabbai zurückgekehrt war, meine Ängste um Abbe Gunja indem er mir mitteilte, dass er mit Frau und Kindern entkommen sei und zusammen mit seinen überlebenden Landsleuten nunmehr in der „Kaya“ lebe, die wieder zu befestigen sie sich nun endlich erinnert hatten. Mein Diener sollte von der „Kaya“ nach Kisuludini hinübergehen, doch als er erfuhr, dass der Ort wegen des Verwesungsgeruchs der Leichen, die so zahlreich waren, dass ihre Landsleute gar nicht daran denken konnten, sie zu begraben, unzugänglich war, weigerte er sich, den Ort aufzusuchen. Nach einem oder zwei Tagen kam Abbe Gunja selbst herüber, und aus seinem Munde konnten wir endlich eine zutreffende Schilderung des Angriffs der Mörder und Räuber erhalten. Die zwei kleinen mit Kokosblättern bedeckten Anbauten an unserem Haus, die Hütten unserer Diener und von Abbe Gunja und die Hütten der „Kaya“ waren nicht niedergebrannt, wie es ein früherer Bericht hatte wissen wollen; tatsächlich hatte der Feind sich nur bei ein paar wenigen Hütten die Mühe gemacht, sie zu verbrennen, doch die Nachricht von Elend und Zerstörung war immer noch gravierend. Ach, die uneinsichtigen Wesen waren ja gewarnt worden. Der Feind hatte in der vorigen Nacht so nahe bei ihnen gelagert, dass verschiedene Männer, die ihre Pflanzungen gegen Diebe bewachten, ihre Feuer sahen und nahe genug herangingen um sich zu überzeugen, dass sie nicht von Wakamba unterhalten wurden, sondern von den Massai. Nachdem sie dieses Abbe Gunja gesagt hatten, der in der Nähe auf seiner Pflanzung schlief, ging jeder zu seiner Familie, um sie zur Flucht in den Wald zu bewegen. Dies geschah um etwa 3 Uhr morgens. Andere wurden vor der Gefahr gewarnt, missachteten dies jedoch und sagten, dass die Wakamba vor ihnen zuerst getötet werden müssten und sie dann noch Zeit hätten zu fliehen. Andere täuschten sich selbst im Hinblick auf das Fehlen von Vieh in der Nachbarschaft mit der Behauptung, dass es die Räuber nur auf das Vieh abgesehen hätten. Doch vor Tagesanbruch verwandelte sich ihre Sicherheit in Verzweiflung; der Feind brach über sie herein wie eine Flut; die Schreie der Sterbenden und Verfolgten weckten sie; der gnadenloseste Feind war über ihnen und verschonte weder alt noch jung, weder Frauen noch Kinder, sondern mähte sie einfach nieder, wie er sie auf seinem Wege antraf. Die Weiler, von denen nur einige wenige Personen entkamen, waren gerade diejenigen, die am nächsten zu unserer Station auf dem Weg nach Mombasa lagen. Unter ihnen war Abbe Mabaya Saha mit seinen Brüdern (er war der Mann, der stets so aktiv an ihren heidnischen Festivitäten teilnahm, dass wir ihn unter uns den „Zeremonienmeister“ nannten), - die große Familie eines Mannes namens Zumba, der selbst während unseres Aufenthaltes in Ägypten im letzten Jahr gestorben war, - ein Mann namens Nganga mit einer seiner Frauen (er selbst war ein Mganga gewesen, ein einheimischer Arzt), - Abbe Momkale, ein alter Mann, der mit einigen anderen in der „Kaya“ geschlafen hatte, und, aufgeschreckt durch die fernen Schreie, nach draußen ging, um deren Ursache festzustellen; er hatte kaum die Tore passiert, als er auf einen kleinen Trupp Massai stieß, die ihn speerten. Derselbe Trupp stürzte in die „Kaya“ selbst und tötete sieben fliehende Frauen, - Shaha Dume, der Häuptling der anderen Abteilung des Rabbai-Stammes – all dies waren Personen, die Dr. Krapf und Herrn Erhardt wohlbekannt waren. Bei weitem der größere Teil der Getöteten waren allerdings Frauen und Kinder der Wakamba sowie der Wanika, Abbe Gunja beobachtete das Herannahen des Feindes im Morgengrauen, und als sie in einiger Entfernung von seiner Pflanzung vorbeikamen, schaffte er es, sich hinter einem Bananenbaum vor ihren Blicken zu verbergen; als sie spät am Nachmittag mit ihrer Herde zahlloser Rinder zurück kamen, zogen sie mitten über seine Felder, doch war er wiederum vor ihnen verborgen, nämlich im Wipfel

einer Kokospalme, auf die er gerade geklettert war, um den Palmwein herunterzuholen.

Als er vor ein paar Tagen hier in Sansibar über die Sache sprach, gebrauchte er den Ausdruck "dass Gott sein Land saubergefegt habe". Hochmut und Stolz, so dass niemand mehr auf seinen Nachbarn hören wollte, waren die Folge davon, dass fast jeder sich zum Besitzer einer Viehherde machte und jene verachtete, die kein oder nur wenig Vieh hatten. Der Ackerbau, der früher, außer der Haltung lediglich von Schafen und Ziegen, ihre Hauptbeschäftigung gewesen war, begann, verachtet zu werden. Begehrlichkeit war auf ein beängstigendes und schamloses Maß angewachsen – Wakamba- und Wandigo-Frauen boten sich Rabbai-Männern für einen Trank Palmwein offen an. Während Abbe Gunja mir dabei hilft, ein Wörterbuch seiner Sprache zu schreiben, berichtet mir ständig von Beispielen des weit einfachen und weit weniger verdorbenen Lebens seiner Landsleute, wie er sie selbst noch in Erinnerung hat (sein Alter ist etwa fünfzig). Hier haben Sie einen Umstand, der der Situation der Südseeinsulaner gleicht, die ebenfalls äußerst tückisch und entartet geworden waren, gerade zu der Zeit, als die Missionare kamen, so dass die Lüge ihrer Feinde äußerst überzeugend klang, dass die Missionare Ursache von alledem waren.

So hat Gott selbst seine stets irregeleiteten Wanika gebrochen und sie aufgehalten in ihrem Vorwärtsstreben an den Rand moralischer und körperlicher Zerstörung, und ich glaube fest, dass sein Ratschluss künftig als wesentlicher Teil eines Systems göttlicher Vorbereitung gesehen werden wird, mit dem sie zunächst dazu geführt werden, zu schätzen, und dann dazu, zu erstreben, was sie derzeit aus Sicht der Missionare als weit geringerwertig einschätzen als ihr Vieh und ihren Schnaps. Ein wichtiger Grund für ihren naiven Stolz ist ihnen damit entrissen, und es trifft sie umso empfindlicher, als sie auf ihr Vieh als Mittel gezählt hatten, um sich zumindest im nächsten halben Jahr mit Getreide für die Hungersnot zu bevorraten, welche vor ihnen liegt, ausgelöst durch Regenmangel ebenso wie ihre Vernachlässigung der Landwirtschaft. Es ist mehr als wahrscheinlich, dass sie, wie in früheren Zeiten, dazu getrieben werden, ihre Kinder und einander zu verkaufen, ein Umstand, welcher uns, wären wir geblieben, in eine nicht nur schmerzliche sondern auch gefährvolle Lage gebracht hätte, da wir dadurch, dass wir sie unterstützt und damit den Verkauf von Menschen verhindert hätten, die Eifersucht ihrer mohammedanischen Nachbarn an der Küste geweckt hätten, die stets darauf aus sind, Männer gegen ein paar Maß Korn zu kaufen. Die Wanika von Duruma waren aufgrund ihres Elfenbeinhandels mit den Wakamba die reichsten, aber auch die stolzesten geworden. Sie gaben ihr Geld speziell dafür aus, ihre Frauen zu vermehren, und die großen Zahlen von ihnen, die jährlich von den Niasa-Ländern nach Mombasa gebracht wurden, machten es ihnen leicht, ihrer Leidenschaft in höchstem Maße zu frönen. Sie zogen sogar Sklavenfrauen denjenigen ihres eigenen Landes vor in der Meinung, dass sie mehr Gewalt über die ersteren hätten. Jetzt jedoch werden ihnen so viele, wie den Speeren und Knüppeln der Massai entkamen, von der Hungersnot genommen werden, die bei ihnen noch größer ist als bei den Rabbais. So richtet Gott unter den Heiden, und Seine Sprüche sind wahrhaft und gerecht.

Am 14. Feb. stachen wir endlich von Mombasa in See und erreichten Sansibar am 16.. Die Frage meiner Teilnahme an der Expedition war vor meiner Ankunft hier entschieden worden, da nach der Aussage des Konsuls die Feindseligkeit der Arabischen Regierung gegen die Missionare immer noch so groß war, dass den Kapitänen, wenn sie in irgendeine Verbindung mit uns gebracht würden, jede Unterstützung verweigert worden wäre. Ich hatte keinen persönlichen Wunsch,

sondern war schlicht gewillt, die Frage von den Umständen entscheiden zu lassen.

Der vorherrschende ungewisse Stand der Dinge an der Küste erlaubt uns nicht, im Hinblick auf etwaige günstigen Ergebnisse der Expedition bezüglich des Missionarischen Unterfangens irgendwelche Hoffnungen zu nähren. Es hätte mir somit völlig frei gestanden, sofort nach Hause zurück zu kehren, doch hält mich der Wunsch, die Kinika-Sprache weiter zu studieren und eine solch treffende Niederschrift von ihr zu erlangen, wie ich sie vom Kiniasa habe, noch bis etwa August hier, sofern nicht das Komitee aus dem einen oder anderen Grunde wünscht, dass ich länger bleibe, und mich seinen Wunsch innerhalb dieses Zeitraums wissen lässt, oder sofern sich in irgend einem bedeutsamen Ereignis der Wille Gottes manifestiert, dass ich bleiben soll. Von einem aber bin ich überzeugt, nämlich dass die ostafrikanische Mission nicht wirklich aufgegeben ist, sondern nur ausgesetzt, bis Gott der Herr die Tore nicht mehr durch mohammedanische Hände öffnet, sondern durch christliche.

Uns Ihrem christlichen Mitgefühl und Gebeten anempfehlend,
verbleibe ich – mein geehrter Herr -
hochachtungsvoll Ihr
J. Rebmann